

Wer im Glashause sitzt...

Autor(en): **B.L.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **8 (1952)**

Heft 9-10

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-420263>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

<http://www.e-periodica.ch>

türlich und unvoreingenommen betrachtet (Chauvinismus und Sprachenimperialismus sind Voreingenommenheiten und komplizieren alles!), hätte es sich nur darum gehandelt, daß die Elsässer zu ihrer angestammten deutschen Sprache, zu der Schriftsprache und Mundart untrennbar gehören, eben noch die französische Nationalsprache dazu gelernt hätten. An dieser Unterscheidung zwischen Muttersprache und Nationalsprache liegt hier alles. Und wir Elsässer hätten gewiß eifrig auch Französisch gelernt! — Ob in einem Zeitalter, da männiglich von der Europa-Idee spricht und die Nationalismen als überlebt erkannt werden, auch für das Elsaß noch etwas zu hoffen ist, bevor der tragische Umgestaltungsprozeß vollendet ist? Gibt es vielleicht auch einen Rekurs bei der UNO für arme Europäer, die ihrer wichtigsten kulturellen Güter verlustig gingen?

H. L.

Aus der Zeitung „Freies Volk“, Bern, 11. 1. 1952

Wer im Glashause sitzt . . .

Die Schriftsteller der deutschen Emigration haben seinerzeit die Legende aufgebracht, mit ihnen habe das gute deutsche Literaturgut Deutschland verlassen, habe gewissermaßen auch das deutsche Sprachgewissen den Weg über die Grenzen gesucht. Sie erhoben den Anspruch, die allein legitimierten Vertreter des deutschen literarischen Schaffens zu sein, und behaupteten, die in Deutschland verbliebenen Schriftsteller und Dichter hätten einen kaum wiedergutzumachenden Verfall der deutschen Sprache bewirkt. Eine gewisse Vernachlässigung der Sprache — allerdings nicht erst seit 1933 und nicht nur in Deutschland, sondern auch in der Schweiz und in der Emigration — läßt sich nicht bestreiten. Sie ist eine Tatsache, die leider gerade nach dem Krieg durch die Überflutung des deutschen Sprachgebietes mit mehr oder weniger schlechten Übersetzungen von Büchern aus andern Sprachen noch augenfälliger geworden ist. Gegen sie kämpfen alle sprachbewußten deutschen Schriftsteller und Dichter, gleichgültig, wo sie leben und gelebt haben.

In Nr. 1812 der „NZZ“ vom 24. August 1951 macht auch die Schriftstellerin Mechtilde Lichnowsky unter dem Titel „Emporkömmlinge und der Verfall der Sprache“ den Versuch, die deutschen Schriftsteller — mit Ausnahme eben der Emigranten — herabzusetzen, indem sie behauptet:

„Die im deutschen Volke stark vertretenen Emporkömmlinge jeglichen Formats sind, wenn auch nicht die einzigen auf der Welt, so doch immerhin Leute, die ihrer Muttersprache so fremd bleiben und dabei so redselig und auch schreibselig von ihr Gebrauch, beziehungsweise Mißbrauch machen, daß die Sprache, dem Verderben preisgegeben, in kurzer Zeit der Verderbtheit zum Opfer fallen müßte . . .“

Sie führt dann einige Beispiele für den Verfall der Sprache an, so das dem Kaufmannsdeutsch — das bekanntlich nie vorbildlich war — entstammende „der Betreff:“, das gelegentlich an Stelle von „betrifft:“ Verwendung findet, um schließlich noch zu erklären: „Daß ein Poilu alle Varianten von ça pue für ça sent mauvais gebraucht, flanquer par terre statt jeter, und die ihm für Schmutz geläufigeren Wörter, sei ihm, dem Poilu, gern verziehen; aber muß die Deutsch sprechende Jugend unentwegt Rekrutendeutsch sprechen?“

Auch das zeitweise in der Umgangssprache gebräuchliche Schlagwort „prima“ führt Mechtilde Lichnowsky an, das übrigens auch in der Schweiz blüht und etwa dem ebenso schönen Wort „maximal“ entspricht, das zurzeit bei uns oft verwendet wird.

Nun, schon das letzte Beispiel zeigt, daß solche Vernachlässigungen der Sprache keineswegs auf das Dritte Reich beschränkt waren. Im übrigen berührt es etwas eigenartig, wenn Mechtilde Lichnowsky als Beispiele für die deutsche Sprachverwilderung ausgerechnet französische Soldatenausdrücke anführt! Sind ihr etwa die deutschen Landser-Kraftworte nicht bekannt? In ihrem eigenen Buch „Der Lauf der Asdur“ kann man Duzende von Sprachsünden finden, die keineswegs dafür sprechen, daß die Verfasserin gegen den Verfall der Sprache dort ankämpft, wo es angebracht ist: bei sich selbst. Einige dieser Sünden — nur einige wenige — sollen hier angeführt werden:

Mechtilde Lichnowsky schließt eine Tür nicht hinter einem Gast, sondern über ihm. (S. 18)

„Ich tue besser daran, ein für alle Male auf weibliche Betonung zu verzichten. Das wird die Götter lehren, mich so häßlich gemacht zu haben.“ (S. 30)

„In der Mitte lag, von kleinen Pergamentpäckchen umgeben, und selber steif umhüllt, ein unverkennbares Huhn.“ (S. 35)

„Es galt als unvornehm, wenn beide Profile aneinander, das eine links, das andere rechts, vorbeisahen; es mußte, wie auf Münzen mit Doppelpor^{tr}ät, ein Profil über dem anderen liegen, wenigstens in gleicher Richtung, wenn die Länzer von verschiedener Größe waren. Die zierliche Julia tat das (was? d. B.) auch, konstatierte sie voll Zärtlichkeit für Lillas Schwester.“ (S. 64)

„Danaë ist vielleicht, dem gewohnten Begriff entsprechend, keine Schönheit; weder waren ihre hellgrauen Kugelaugen mit besonderer Liebe von der Natur geformt . . .“ (S. 66)

„Dieser geradegeschnittene runde Mund, diese leuchtenden Augen aus blauem Metall, diese zarten in Facetten geformten Wangen (?), kein Kummer durfte das holde Gefäß zerstören.“ (S. 126)

Es soll genügen. Mechtilde Lichnowsky aber sei gesagt, daß Sprachvernachlässigungen, wie die Beispiele zeigen, nicht nur bei „Emporkömmlingen“ gefunden werden können und daß, wer im Glashaus sitzt, lieber nicht mit Steinen werfen soll. BL

Kleine Streiflichter

Wir lesen im „Bund“ vom 9. 9. 52:
Gleiches Recht für die deutsche Sprache!

Der Schweizerische Nationalfonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung zählt in Artikel 8 die Universitäten unseres Landes folgendermaßen auf:

im französischen Text: „les Universités de Bâle, Berne, Fribourg, Genève, Lausanne, Neuchâtel et Zurich“ (dazu kommt die Handelshochschule von „St-Gall“);

im deutschen Text: „Die Universitäten Basel, Bern, Fribourg, Genève, Lausanne, Neuchâtel und Zürich“.

Frage: Warum, wenn die Welschen „Bâle“, „Berne“ und „St-Gall“ schreiben, darf der deutsche Text nicht Gegenrecht halten mit „Freiburg, Genf und Neuenburg“?

Ist etwa die wissenschaftliche Forschung zum Ergebnis gekommen, daß die Sprache der Mehrheit des Schweizervolkes minderen Rechtes sei? E. Sch.

„E. Sch.“ bedeutet im „Bund“ Dr. h. c. Ernst Schürch, unser sehr geschätztes Mitglied.

Das nächste Ergebnis der „wissenschaftlichen Forschung“ wird sein, daß Art. 1 unserer Bundesverfassung geändert werden muß. Dort steht nämlich in der Aufzählung der Kantone noch ganz „unwissenschaftlich“: „Freiburg, Tessin, Waadt, Wallis, Neuenburg und Genf“!, und in der französischen Fassung u. a. „Soleure, Bâle, St-Gall“. Eine Änderung ist aber nur für die deutsche Fassung nötig; die Welschen würden sich hüten, den Unfug mitzumachen. Und hätten recht!